

Ihr Atelier ist die ganze Welt

PORTRÄT Maria Maier gehört seit Jahrzehnten zu den bedeutendsten Künstlern der Region. An vielen Plätzen und Gebäuden Regensburgs findet man im Eingangsbereich ihre stilisierten Grundrisse. Schon relativ früh setzte die ehemalige Lehrerin alles auf eine Karte, die Karte der Kunst.
Von Helmut Hein

Es gibt nur wenige Künstler in der Region, die über Jahrzehnte hervorragende Arbeit abliefern. Maria Maier gehört zweifellos zu ihnen – und das ist auch bitter nötig. Denn sie gehört auch zu den wenigen, die wirklich von der Kunst leben (müssen). Sogar viele Kunstverbands-Mitglieder, also „Profis“, können auf ein Erbe oder auf einen Partner zurückgreifen oder sie üben „nebenbei“ einen Brotberuf aus, der sie ernährt. Das tat auch Maria Maier zehn Jahre lang, von 1981 bis 1991. Sie arbeitete als Lehrerin zunächst in Cham, dann als mobile Reserve. Das heißt: Sie wurde überallhin geschickt, wo es gerade „brannte“.

In dieser Zeit reifte in ihr die Entscheidung, alles auf eine Karte zu setzen. Die Karte der Kunst. Keine leichte Entscheidung, aber eine notwendige. Denn man kann sich als Künstler nur entwickeln, wenn man der Kunst alles unterwirft. Die ganze Zeit, die ganze Kraft und Leidenschaft. Nicht zuletzt: sein Durchhaltevermögen.

Das Faible für die Kunst liegt schon seit Generationen in der Familie

Wird man, um Simone de Beauvoirs berühmtes Diktum leicht zu variieren, als Künstlerin geboren oder wird man zur Künstlerin gemacht? Bei Maria Maier scheint die Antwort eindeutig. Sie wollte schon immer zeichnen und malen. Und: Sie war erblich vorbelastet. „Schon die Mutter meiner Mutter musste vierzehn Kinder großziehen, blieb dabei aber stets eine sehr kreative Frau.“ Maiers eigene Mutter, die vor einigen Jahren mit 97 starb, musste sich zwar „nur“ um sechs Kinder kümmern, aber außerdem auch noch um einen Kolonialwarenladen in Amberg. Ein Familienbetrieb kostet Arbeit und Mühe. Man kann nicht einfach hinter sich zuschießen, wenn die vierzig Arbeitsstunden voll sind. Und doch gibt es von ihr Gemälde, die noch heute mehr als nur Gnade vor den strengen Augen ihrer Tochter finden. Der Bruder ihrer Mutter besuchte die renommierte Münchner Kunstakademie und wurde Maler. Erst später im Gespräch wird klar, dass ihre Mutter der „Großfamilie“ Habel entstammt, die bis heute in Regensburg sehr präsent ist.

Ihr eigener Weg war, wie der vieler, die irgendwann „groß“ werden, voller Umwege. Kunst braucht ein Wissen, das man nicht erwirbt, wenn von Anfang an alles glattgeht. Zunächst besuchte sie „nur“ die Realschule. Gymnasium war, „für Mädchen“, in dieser Zeit nicht unbedingt vorgesehen. Aber Maria Maiers Wille war immer schon groß. Und sie wusste früh, was sie

wollte. Auf dem zweiten Bildungsweg holte sie das Abitur nach. Voraussetzung dafür war in dieser Zeit eine abgeschlossene Berufsausbildung. Maria Maier: „Ich bin staatlich geprüfte Hauswirtschaftlerin.“ Ein Umweg, aber nicht nutzlos. Maria Maier kocht bis heute gern und gut. Man erwirbt in einer solchen Lehre zudem Fertigkeiten, die man später, in anderen Kontexten, brauchen kann.

Maria Maier war nie in der Gefahr, sich im Labyrinth des Lebens zu verirren. Denn sie hatte ein klares Ziel vor Augen: „Ich wollte immer Kunst machen.“ Und, als wäre das noch nicht klar genug: „Meine Kunst ist mir genauso ein Bedürfnis wie Essen und Trinken.“ Zunächst aber wurde sie Lehrerin. Immerhin für Kunst. „Und für Sport“, fügt sie hinzu. Maria Maier orientierte sich noch nie an Churchills „first of all: no sports“-Doktrin. In ihr steckt eine tiefe Bewegungslust. Davon später mehr.

Aber so viel schon jetzt: Die Herzblut-Künstlerin entdeckte früh eine zweite Passion: die für den Tango. Was zieht sie an? „Die tiefe Wehmut in der Musik.“ Tango war, bevor ihn Astor Piazzolla in die Konzertsäle dieser Welt brachte, eine „niedere“ Kunst. Er entstand im Milieu der ausgelaugten Arbeiter und Matrosen, in Hafenkneipen und billigen Kaschemmen. Er kündete vom Schmerz, der Verzweiflung, den Sehnsüchten derer, mit denen es das Leben – oder sollte man besser sagen: die herrschenden Klassen – nicht gut meinte. Maria Maier liebt den „alten“ Tango, den von Carlos Gardel, den „Schmalzsänger“, der zur Stimme des Volkes wurde. Einerseits. Andererseits sympathisiert sie, was den Tanz betrifft, mit neueren Formen, bei denen auch mal die Frau „führt“. Zusammen mit Elmar Keidel, der nach der Wende als Unternehmensberater in den „wildem Osten“ ging, gründete sie in den 1980er Jahren das längst legendäre Duo „Tango libre“. Ein stimmiges Plakat mit Fotos von Wolfram Schmidt wirbt für einen Auftritt des Duos beim Bürgerfest 1990: „Samstagabend um 20 Uhr in der Thomaskapelle“.

Anfang der 1990er Jahre machte sie dann Schluss mit der bequemen Berufsbeamten-Existenz, setzte sich mutwillig den „Frösten der Freiheit“ aus, wurde zur Künstlerin 7/24, wie das heute gern heißt, also: sieben Tage die Woche, 24 Stunden am Tag, mit Herz und Hirn und allem, was dazugehört. Ein One-Way-Ticket und hoffentlich keine Sackgasse. Wer rein ökonomisch denkt, könnte sagen: Die Entscheidung machte sich bald bezahlt. Denn sie erhielt im Rahmen der Feier „750 Jahre Freie Reichsstadt“ von der damaligen Oberbürgermeisterin Christa Meier – mit ihr weder verwandt noch verschwägert – einen

Großauftrag zum Thema „Stadtzeit-Zeitstadt“, der noch heute dafür sorgt, dass sie in der Stadt präsent ist wie nur wenige andere Künstler. Wo immer man hinkommt – Parks, Plätze, Kirchen, Gebäude – findet man im Eingangsbereich stilisierte Grundrisse: ein Memento der Struktur der Stadt, gewissermaßen eine Meta-Stadt als strenge Skizze, die beides ist: bewusstseinsbildend – und: sehr schön. Eben wurden diese „Platten“, an denen schon der Zahn der Zeit ein wenig genagt hatte, restauriert.

Die Zeit steht bis heute im Zentrum ihrer Arbeit

Apropos Zeit: Zeit war ja das Leitmotiv des Projekts und, könnte man hinzufügen, sie steht bis heute im Zentrum von Maria Maiers Kunst. Mindestens in zweierlei Hinsicht. Sie sagt über ihr ästhetisches Verfahren: „Kunst braucht Zeit.“ Sorgfalt, ein Immerwieder-neu-Ansetzen ist nötig, wenn etwas Haltbares, Gültiges entstehen soll. Zeit ist aber auch, wie nicht nur der Philosoph Martin Heidegger wusste,

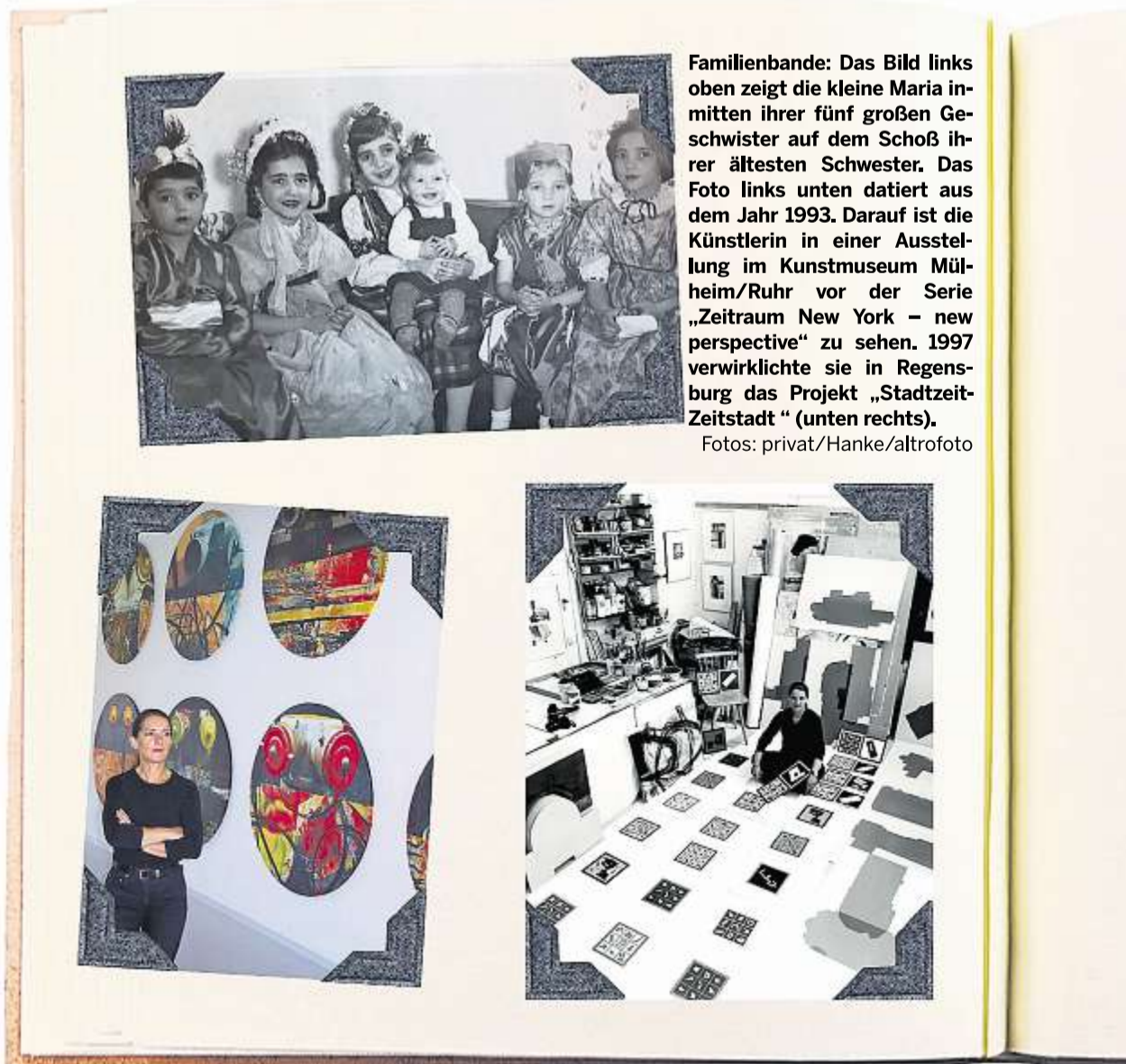
das „Innerste“ unseres eigenen Daseins und des Daseins der Welt. Sie lässt sich schwer fassen. Augustinus sagte dazu: „Solange mich keiner fragt, weiß ich ganz genau, was Zeit ist...“ Tja, aber wenn man sie erklären soll, beginnen die Probleme. Maria Maier sagt dazu knapp und klar: „Zeit lässt sich nicht auf den Punkt bringen.“

Nicht auf den Punkt. Aber man kann sich ihr vielleicht in lebenslanger Arbeit nähern. Jedes neue Werk ist ein Versuch dazu. Vielleicht muss man aber, um diesem Phänomen nahezu kommen, sehr beweglich und viel unterwegs sein. Maria Maier ist eine Nomadin. Große Teile des Jahres verbringt sie nicht in Regensburg, sondern „on the road“, irgendwo in der weiten Welt. Wer nun meint, Künstler hätten es gut, ihnen würden Urlaube sozusagen finanziert, wird von Maria Maier streng zurechtgewiesen. In all den Jahrzehnten bekam sie nur drei Stipendien für Auslandsaufenthalte. Zwei über den Künstlertausch der Schwandorfer Keibel-Villa für das Virginia Arts Center und für Irland, sowie

eins für Pilsen, die Partnerstadt, für die sich Maria Maier schon interessierte, lange bevor sie Partnerstadt wurde.

Eine Arbeitsreise führte die Künstlerin kürzlich nach Südindien

All die anderen, zahlreichen Aufenthalte hat sie selbst finanziert. Wie geht das? Nun, Maria Maier, die Nomadin, ist längst ein Vollprofi, was Billig-Reisen (und -Wohnen und -Essen) angeht. Eben kommt sie aus Südindien zurück. Vier Wochen war sie in Kerala und Umgebung. „Ich reise mit öffentlichen Verkehrsmitteln, Bus und Bahn, die dort billig sind, ich suche in alternativen Reiseführern nach erschwinglichen Unterkünften. Und oft kann man in Garküchen am Straßenrand sehr viel billiger essen als in Restaurants.“ Wohlgemerkt: Maria Maier hat nicht „Urlaub“ in Südindien gemacht. Es war eine Arbeits- und Studienreise. Sie fotografiert viel: „Die Kamera ersetzt den Skizzenblock.“ Sie erkundet die Städte in langen Fußmärschen. Und sie hat ihre Malutensilien immer dabei.



Familienbande: Das Bild links oben zeigt die kleine Maria inmitten ihrer fünf großen Geschwister auf dem Schoß ihrer ältesten Schwester. Das Foto links unten datiert aus dem Jahr 1993. Darauf ist die Künstlerin in einer Ausstellung im Kunstmuseum Mülheim/Ruhr vor der Serie „Zeitraum New York – new perspective“ zu sehen. 1997 verwirklichte sie in Regensburg das Projekt „Stadtzeit-Zeitstadt“ (unten rechts).

Fotos: privat/Hanke/altfoto